RAINER WIMMER

Eigennamensemantik auf der Basis des Alltagssprachgebrauchs

- 1 Zur Dominanz logischer Eigennamenkonzepte
- 2 Anmerkungen zur Eigennamenbeschreibung in Grammatiken der deutschen Gegenwartssprache
- 3 Thesen zur Beschreibung von Eigennamen in natürlichen Sprachen
- 4 Literatur

1 Zur Dominanz logischer Eigennamenkonzepte

Die Bedeutung von Eigennamen interessiert die Sprachphilosophie zentral (vgl. Eigennamen 1993), und zwar deswegen, weil Eigennamen (Vornamen, Personennamen, Ortsnamen usw., aber auch andere Arten von Namen) geradezu als Garanten für eine Eins-zu-eins-Beziehung (Eineindeutigkeit) zwischen Gegenständen (Entitäten) der Welt einerseits und bestimmten sprachlichen Ausdrücken andererseits (eben Eigennamen) gelten. Dies ist ein großes Thema in der Sprachphilosophie, in der Linguistik und auch im sprachlichen Alltag: Was wäre schöner in der Wissenschaft, in der Politik, in der gesellschaftlichen Kommunikation insgesamt, letztlich auch in der privaten Kommunikation, als eine Eins-zu-eins-Beziehung zwischen jeweils Gesagtem/Gemeintem einerseits und den entsprechenden sprachlichen Ausdrücken andererseits (Eigennamen?) herstellen zu können? Wir wären vieler Verstehens- und Verständnisprobleme enthoben.

Die meisten logischen Kunstsprachen konstruieren den Eigennamenbegriff so, dass eine Eins-zu-eins-Beziehung zwischen Eigennamen einerseits und Gegenständen der Welt andererseits als gegeben angenommen wird. Diese Konstruktion folgt Frege, der die Gegenstände selbst als die Bedeutungen der Eigennamen sieht. Er schreibt 1892: „Die Bedeutung eines Eigennamens ist der Gegenstand selbst, den wir damit bezeichnen ...“ (Frege 1966, 44), und er warnt zugleich vor „scheinbaren Eigennamen, die keine Bedeutung haben“ (Frege 1966, 56); das heißt, er warnt vor einem Namengebrauch im Bezug auf Gegenstände, die gar nicht existieren. Die Frege-Konstruktion ist klassisch

geworden für die Betrachtung der Eigennamen-Bedeutung. Sie hat naheliegende Vorteile für die Aussagenlogik: a) Sie stellt den Zusammenhang zwischen sprachlichen Zeichen einerseits und existierenden Gegenständen der Welt andererseits als gesichert fest. b) Sie sichert die Wahrheitsfähigkeit von Aussagen: In wahrheitsfähigen Aussagen muss sichergestellt sein, dass sich bestimmte nominale Ausdrücke auf tatsächlich existierende Gegenstände beziehen. Sonst gehen die Aussagen „ins Leere“. Für Frege sind die Wahrheitswerte (Wahr/Falsch) die Bedeutungen der Aussagesätze. Seit Frege ist die Semantik der philosophischen Logik wahrheitswertfunktional, das heißt, sie versucht, die Bedeutungen von sprachlichen Ausdrücken stets im Bezug auf ihren Beitrag zu den Wahrheitsbedingungen von Aussagen zu beschreiben. Die wahrheitswertfunktionale Semantik erzwingt eine realistische Bedeutungstheorie für Eigennamen, letztlich eine Frege-Konstruktion. Dabei kommt es dann auf die sprachliche Form der bezeichnenden Ausdrücke, auf die Ausdrucksform gar nicht so sehr an; es ist einerlei, ob die Ausdrücke im linguistischen Sinne Eigennamen sind wie etwa *Peter*, *Köln*, *Indien* oder Nominalphrasen wie *der höchste Berg Europas*; entscheidend ist allein, ob der Ausdruck einen tatsächlich existierenden Gegenstand bezeichnet. Für Frege sind Ausdrücke wie *der höchste Berg Europas* auch „Eigennamen“.

Meines Erachtens müsste es Linguisten immer stutzig machen, wenn sie feststellen: Da gibt es eine gravierende Diskrepanz zwischen den Ausdrucksformen (den FORMEN) einerseits und den semantischen Konstruktionen andererseits. Kann es sein, dass man (in linguistischen Beschreibungen, z.B. in Grammatiken) eine einheitliche semantische Beschreibung für den Gebrauch von Ausdrücken wie *Peter*, *Köln*, *Indien* einerseits und *der höchste Berg Europas*, *die Einwohnerzahl von Trier*, *die Hauptstadt Deutschlands* u.ä. andererseits gibt, dass man all diese Ausdrücke gleichermaßen als Eigennamen charakterisiert? Müsste man nicht hier entschieden auf die Gebrauchsunterschiede abheben, immer nach dem bewährten linguistischen Beschreibungsprinzip: Unterschiedliche Form zeigt unterschiedlichen Gebrauch (unterschiedliche Bedeutung) an?

Ich vertrete die These, a) dass Eigennamen-Beschreibungen des Deutschen (z.B. in Grammatiken) über Gebühr an der Frege-Konstruktion orientiert sind, b) dass aufgrund dieser Orientierung der Alltagssprachgebrauch von Eigennamen zu wenig berücksichtigt wird, ja geradezu „weggedrückt“ wird, c) dass sich die Linguistik des Deutschen in Bezug auf diese Fragen in den vergangenen Jahrzehnten fehlorientiert hat. Ich kann diese These im Rahmen dieses Beitrags natürlich nur begrenzt erläutern. Ich widme diese Erläuterungen gern Herbert Ernst Wiegand. Er ist ein Kämpfer, der immer fragt: Was bringt die Linguistik für die Anwendung? Was bringen meine linguistischen Überlegungen für den Alltagssprachgebrauch? Ich bin durch Herbert Ernst Wiegand angeregt, zu fragen: Entspricht die gängige Eigennamensemantik dem Alltagssprachgebrauch? Ist sie gut für die Anwendung?

Es sind nach meiner Einschätzung im wesentlichen zwei Konzepte aus der Logik (aus der Frege-Tradition), die die gängigen Darstellungen zur Eigennamensemantik heute über Gebühr bestimmen. Die eine Sache ist das Festhalten an einer Eins-zu-eins-Zuordnung zwischen Eigennamenausdrücken einerseits und bestimmten Gegenständen, die gern als „Individuen“ bezeichnet werden, andererseits. Die andere Sache ist die Existenzvoraussetzung bzw. die Existenzpräsupposition, die mit Eigennamenverwendungen verknüpft sein soll: Es soll so sein, dass Sprecher/innen, die Eigennamen gebrauchen, voraussetzen, dass Gegenstände für diese gebrauchten Eigennamen existieren, was immer man unter Gegenständen oder Existenz versteht. Ich will diese beiden Vorstellungen über die Eigennamensemantik im Folgenden anhand einiger Zitate aus gängigen Darstellungen erläutern und kritisieren.

Die Richtung meiner Kritik möchte ich vorweg andeuten. Es gibt keine (erst recht keine sprachlich oder sonstwie vorgegebenen) Relationen zwischen Sprachzeichen (als *Langue*-Zeichen, *System*-Zeichen, Sprachzeichen-Types oder wie auch immer) einerseits und Gegenständen der Welt. Es gibt vielmehr ein Referenzpotential von Sprachzeichenverwendungen (wohlgemerkt: Verwendungen, Gebräuchen), das heißt zum Beispiel, dass man mit bestimmten Verwendungen des Ausdrucks *Vater* auf einen ganz bestimmten (in der gegebenen Kommunikationssituation für alle Kommunikationsbeteiligten als being und erkannt vorausgesetzten) Vater Bezug nehmen kann (wohlgemerkt: *kann* (Potentialität)). Die mögliche Bezugnahme auf Gegenstände oder Personen hängt – grammatisch gesehen – nicht an einzelnen Wörtern, sondern an Nominalphrasen, z.B.: *der Vater meiner Freundin*. Insofern syntaktische Nominalphrasenpositionen auch von Eigennamen ausgefüllt werden können, z.B. von *Fritz*, kann (Potentialität) man mit Eigennamenausdrücken auch auf Gegenstände in der Welt Bezug nehmen, auch auf kommunikativ jeweils bestimmte Personen. In vielen Fällen einer Verwendung von *Fritz* ist dies aber nicht der Fall, z.B.:

- (1) Im ersten Weltkrieg standen sich Fritz und Tommy gegenüber.
- (2) 1990 hat Fritz Ivan letztlich ökonomisch besiegt.

Will jemand behaupten, dass man sich mit den Ausdrücken *Fritz* und *Tommy* in Verwendungen von (1), (2) normalerweise auf je bestimmte Einzelpersonen (Gegenstände) bezieht? Zahllose Verwendungen von Eigennamen sind nicht-referentiell, d.h.: Sie beziehen sich gar nicht auf einzelne Gegenstände/Personen. Was lese ich darüber in den gängigen Grammatiken? Fast nichts (vgl. auch Garner 1970/71).

Aus den Andeutungen zu Frege wird deutlich, wie stark die Existenzvoraussetzung bzw. Existenzpräsupposition bezüglich der durch Eigennamen bezeichneten Gegenstände in der logischen Eigennamensemantik verankert ist. Mit diesem Problem, ob denn die mit referentiell gebrauchten Eigennamen bezeichneten Gegenstände/Personen „tatsächlich“ existieren, schlagen sich

gegenwärtige Grammatiken zu natürlichen Sprachen über Gebühr herum; immer wieder wird die Frage aufgeworfen, in welcher Weise denn die bezeichneten Gegenstände als in der Welt „gegeben“ angesehen werden können; „fiktionale Gegenstände“ werfen besondere Probleme auf. Natürlich geht die heutige Linguistik durchaus differenziert mit dem Problem um (vgl. z.B. Nendza 1992) – auch in den Grammatiken (vgl. Zifonun et al. 1997, 965ff.); die Abgrenzung zwischen logischer Semantik einerseits und linguistischer (d.h. auf die natürliche Sprache bezogener) Semantik andererseits wird m.E. aber nur unzulänglich vorgenommen. Logiker selbst ziehen normalerweise eine klare Grenze zwischen logischer Kunstsprache und natürlicher Sprache, und sie machen dementsprechend einen klaren Schnitt zwischen logischer Semantik und der Semantik natürlicher Sprachen (vgl. Wimmer 1973, 77ff.). Ein paar Zitate mögen dies belegen. Bertrand Russell, der im Rahmen seiner Theorie über die unmittelbare Wahrnehmbarkeit von Gegenständen der Welt die Auffassung vertreten hat, dass – wenn man überhaupt logische Eigennamen mit natürlichsprachlichen Eigennamen vergleichen wolle – man Pronomina wie *ich*, *du*, *er*, *dort*, *hier* als die echten Eigennamen in natürlichen Sprachen ansehen müsse, schreibt über Aussagen bzw. Propositionen: „... a proposition, unless it happens to be linguistic, does not itself contain words: it contains entities indicated by words. Thus meaning, in the sense in which words have meaning, is irrelevant to logic“ (Russell 1964, 47). Aussagen bzw. Propositionen werden in der Logik unter wahrheitswertfunktionalen Gesichtspunkten analysiert und beschrieben; und die logischen Ausdrücke haben Bedeutung im Zusammenhang der logischen Beschreibungssprache; sie geben nicht die Bedeutung bzw. den Gebrauch natürlichsprachlicher Ausdrücke wieder. Die Bedeutungen natürlichsprachlicher Wörter sind in der Logik irrelevant. Deutlicher kann man die Grenze zwischen logischer Semantik und natürlichsprachlicher Semantik kaum markieren. Auch für Quine sind natürlichsprachliche Eigennamen nicht die eigentlichen Referenzmittel, sondern Pronomina. Er schreibt: „Pronouns are the basic media of reference ...“; und weiter: „Whatever we say with the help of names can be said in a language which shuns names altogether“ (Quine 1967, 13). Das heißt, aus logischer Sicht können die Bedeutungsfunktionen natürlichsprachlicher Eigennamen in einer anderen (logischen) Sprache auch so wahrgenommen werden, dass Eigennamen gänzlich vermieden werden. Aus natürlichsprachlicher Sicht schreibt Searle dann: „The view that there should be a class of logically proper names, i.e. expressions whose very meaning is the object to which they are used to refer, is false“ (Searle 1969, 93).

Die seit langem bekannten, in den vorangehenden Zitaten pointiert hervortretenden Positionen zur Eigennamensemantik hätten m.E. in Grammatiken zur deutschen Gegenwartssprache zu einer deutlichen Absetzung von der logischen Eigennamensemantik führen müssen. Dass dies nicht der Fall ist, mag zum Teil wissenschaftspsychologisch und wissenschaftssoziologisch zu erklä-

ren sein. Die logische Semantik hat in der Linguistik der vergangenen Jahrzehnte doch einen hohen Grad an Attraktivität bewahrt.

2 Anmerkungen zur Eigennamenbeschreibung in Grammatiken der deutschen Gegenwartssprache

Im Folgenden kommentiere ich einige Aussagen, die in Grammatiken der deutschen Gegenwartssprache zu Eigennamen gemacht werden, und zwar unter dem Gesichtspunkt, inwieweit der Alltagssprachgebrauch bzw. die deutsche Standardsprache die Beschreibungsorientierung bestimmt und nicht etwa die logisch-semantische Theorie, die oben kurz vorgestellt wurde. Es ist klar, dass ich mich auf wenige Zitate aus Grammatiken beschränken muss; außerdem wähle ich nur zwei Grammatiken aus (was natürlich die Verallgemeinerungsfähigkeit der Feststellungen stark einschränkt). Ich beschränke mich auf die Duden-Grammatik (Duden 1998) und auf die große Grammatik des Instituts für deutsche Sprache (Zifonun et al. 1997); damit sind immerhin zwei Grammatiken gewählt, die für entgegengesetzte Pole in der Darstellungs- und Präsentationsorientierung stehen: auf der einen Seite die Grammatik, die sich an alle wendet, „die sich für grammatische Fragen interessieren oder die sich mit dem Bau der deutschen Sprache vertraut machen wollen“ (Duden 1998, 5), auf der anderen Seite die wissenschaftliche Grammatik, die die Phänomene auf der Grundlage des Forschungsstands diskutiert und dann argumentativ-wissenschaftsgerecht präsentiert. – Man mag gegen die Zitatenauswahl noch einen allgemeineren Einwand haben: Ich handle unter dem Titel des Beitrags über die Semantik von Eigennamen, nicht über Syntax/Grammatik. Warum also Zitate aus Grammatiken, die es doch mit der Syntax zu tun haben? Hier gilt die Feststellung, dass die Grammatik ein Teil der Bedeutungslehre ist (Hermann Paul).

Ein wichtiges Statement, das in mehreren Auflagen der Duden-Grammatik unverändert transportiert wird, ist folgendes: „Mit den Eigennamen werden Lebewesen, Dinge u.a. bezeichnet, die so, wie sie sind, nur einmal vorkommen, z.B. bestimmte Menschen, Länder, Städte, Straßen, Berge, Gebirge, Flüsse, Seen, Meere, Fluren und andere Örtlichkeiten, Schiffe, Sterne, menschliche Einrichtungen und geistige Schöpfungen. Mit einem Eigennamen wird also etwas Bestimmtes, Einmaliges benannt; er ist in der Regel einzelnen Lebewesen oder Dingen zugeordnet und gestattet, diese zu identifizieren“ (Duden 1998, § 340, 196). Im Weiteren wird eingeräumt, dass viele Personen *Peter*, *Müller*, *Schmidt* heißen; die „Theorie“ wird aber aufrecht erhalten: „denn jede Person und jeder Ort bleibt ‚Individuum‘, d.h. ein bestimmtes unteilbares Einzelnes“ (Ebda.). Die Vorstellung, Eigennamen bezeichneten Gegenstände, die „nur einmal vorkommen“, und Individuen, die einmalig sind und als „ein bestimmtes unteilbares Einzelnes“ vorkommen, ist klar der logi-

schen Semantik entnommen, obwohl es keine explizite Berufung auf diese Tradition gibt. Die Annahme einer Eins-zu-eins-Relation zwischen Eigennamen einerseits und Gegenständen der Welt liegt den Duden-Bemerkungen zugrunde. Die Bemerkungen zur Natur des Individuums mögen auch der logischen Tradition geschuldet sein (z.B. Strawson 1972). Eher ist allerdings anzunehmen, dass sie im Zuge einer philosophisch orientierten Volkslinguistik transportiert worden sind; denn philosophische Literatur wird an der Stelle nicht zitiert, eher peripher-linguistische.

Die oben zitierte Eigennamen-Definition (für die natürliche Sprache) des Duden ist offensichtlich falsch; sie wird nur in einer pseudo-logischen Tradition aufrecht erhalten. Gemessen am Alltags- bzw. Standardsprachgebrauch ist an der Definition u.a. folgendes falsch: a) Es werden mit Eigennamen nicht nur Dinge bezeichnet, „die, so wie sie sind, nur einmal vorkommen“. Es bedurfte nicht des Klon-Schafs Dolly, um zu zeigen, dass die Bestimmung nicht greift. Das Einmal-Vorkommen eines Gegenstands/einer Person (das in der Logik relevant ist) spielt in der Sprachpraxis keinerlei Rolle. Wenn doch, müsste man es mal zeigen. b) Dass mit Eigennamen etwas „Bestimmtes, Einmaliges“, etwas Einmaliges benannt wird, ist nicht so überaus plausibel: Wieviele Alfa-Romeo-Pfeil-Autos sind nicht schon mit einem Eigennamen belegt worden? Auch die Puppen, die Kinder mit Eigennamen bezeichnen, sind nicht einmalig. Wenn man ein Einmaligkeitskonzept bezüglich der mit Eigennamen bezeichneten Gegenstände ernst meint, müsste man es m.E. linguistisch-semantisch explizieren. Das geschieht aber in der mir bekannten linguistischen Literatur nicht, was nach meiner Einschätzung darauf hindeutet, dass das Konzept (zusammen mit dem Individuen-Konzept) mehr oder weniger unreflektiert aus der philosophischen Logik übernommen wird. c) Gestatten Eigennamen (jeweils für sich genommen, d.h. ohne Attribute u.ä.), bestimmte Personen und Gegenstände zu identifizieren, d.h. aus allen anderen, in einer bestimmten Situation wahrgenommenen Gegenständen „herauszugreifen“? Nur unter sehr eingeschränkten pragmatischen Bedingungen, die mit dem Weltwissen und dem kommunikationshistorischen Wissen der jeweils Kommunikationsbeteiligten zu tun haben: Nur wenn alle Kommunikationsbeteiligten wissen, dass eine gemeinte Person auf den Namen *Peter* getauft ist und aufgrund ihres situationsspezifischen sprachlichen Wissens sicher sind, dass kein anderer Peter im Spiel ist, gelingt eine identifizierende Verwendung des Eigennamens. Normalerweise (oder meistens, es gibt dazu keine quantitativen Untersuchungen) werden Eigennamen nicht in einer solchen „identifizierenden“ Funktion verwendet: Im Telefonbuch z.B. stehen die Eigennamen als Hinweise auf Adressen; um die Personen zu identifizieren, bedarf es weiterer charakterisierender Merkmale. (Es kann in diesem Zusammenhang lehrreich sein, einmal in einem Telefonbuch von Island zu lesen.) Oder: In den täglichen Printmedien (regionalen und überregionalen Tageszeitungen), auch sonst in den Medien, stehen die Eigennamen meistens nicht als identifizierende

Ausdrücke, sondern als „Marken“ für behaupteten Realitätsbezug und als Signale für mögliche Recherchen, die dann zu einer Identifizierung führen können, aber nicht müssen. – Bei nicht-referentiellen Verwendungen von Eigennamen wie in den Beispielen (1), (2) oben oder in

(3) Wohnt hier ein Peter Müller?

ist ohnehin klar, dass es nicht um eine Identifizierung von Individuen geht.

Die Bestimmungen im Duden treffen also den natürlichsprachlichen Eigennamen-Gebrauch nicht gut, und sie treffen auf bestimmte (z.B. nicht-referentielle) Verwendungen überhaupt nicht zu. Allerdings muss ich ein solches Urteil ein klein wenig relativieren; die Beschreibung von Eigennamen ist in der Duden-Grammatik nicht ganz einheitlich (die Grammatik hat ja bekanntlich mehrere Autoren). So wird im lexikologischen Teil der Duden-Grammatik (Duden 1998, § 1037ff., 580ff.) zwar auch die Identifizierungsfunktion von Namen als dominierend hervorgehoben, die Beschreibung geht aber auch darüber hinaus. Es werden charakterisierende Funktionen von Namen einbezogen, etwa die historische Bedeutsamkeit von Namen, wenn mit einer Namengebung an frühere Träger des Namens oder an geschichtliche Ereignisse erinnert wird, oder: die Vergabe von Beinamen, Übernamen und Spitznamen (vgl. dazu auch Kany 1992).

Wenn also die sog. Identifizierungsfunktion von Eigennamen, die in ihrer Konzeptualisierung und in ihrer Explizierung an die logische Semantik angelehnt ist, den Alltagssprachgebrauch von Eigennamen nicht trifft, was bestimmt dann den Eigennamengebrauch in der Alltags-/Gemein- oder Standardsprache? Meines Erachtens liegt der Schlüssel zum Eigennamengebrauch im Alltag im Namengebungsakt. Allgemeiner: Im Referenzfixierungsakt. Was ist das? In einem Referenzfixierungsakt legen Sprecher/innen für einen bestimmten Geltungsbereich Bezeichnungsregeln fest. Das heißt – am Beispiel der Vornamengebung: Wenn Eltern ihren Sohn nach den gesellschaftlichen Regeln *Peter Paul* nennen und diesen Namen entsprechend behördlich eintragen lassen, dann legen sie eine bestimmte Bezeichnungsregel fest: Sie schaffen eine Bezeichnungskonvention, die in einem bestimmten gesellschaftlich-kommunikativen Bereich anerkannt und befolgt wird. Dies (die Namengebung) ist ein institutioneller Sprechakt im Sinne von Searle 1997: Durch einen Sprechakt wird ein bestimmter Gebrauch, eine Konvention, eine Regel in Geltung gebracht. Namengebungsakte sind die einzigen Sprechakte, in denen einzelne Sprecher/innen einer Sprachgesellschaft mehr als nur individuell (mehr oder weniger privatsprachlich) gültige Bezeichnungsregeln selbst bzw. nach eigenem „Gutdünken“ bestimmen und für einen zukünftigen Gebrauch festlegen können. Ähnliches gilt für die Festlegung wissenschaftlicher Terminologien; es sind die jeweils wissenschaftlich etablierten Festlegungskonventionen zu berücksichtigen (vgl. Wimmer 1979, 167ff.). Das Konzept der Referenzfixierung ist von S.A. Kripke Anfang der siebziger Jahre des vorigen

Jahrhunderts vorgestellt (vgl. Kripke 1972; auch Wimmer 1973, 90ff.; Wimmer 1979, 109ff.) und später ausführlich erläutert worden (vgl. Kripke 1981). Das Konzept gestattet – gerade auch aus logischer Sicht: a) das Referieren (mittels Eigennamen) auf bestimmte Gegenstände und Personen sprachhandlungstheoretisch zu beschreiben und zu erklären, b) aus handlungstheoretischer Sicht den alltäglichen Sprachgebrauch in der Namensgebung/Referenzfixierung und in anderen (auch nicht-referentiellen) Namensverwendungssituationen in den Blick zu nehmen, c) die sog. Identifizierungsfunktion von Eigennamen als einen sehr seltenen Sonderfall in der Sprachpraxis auszuweisen. Ein solcher Sonderfall träte ein, wenn Namensgeber/innen in einem Namensgebungsakt intendierten, tatsächlich mit der Vergabe eines natürlichsprachlichen Eigennamens eine Eins-zu-eins-Relation zwischen dem Eigennamen und einem bestimmten Gegenstand/ einer bestimmten Person als Regel/Konvention zu etablieren, wobei der Gegenstand/die Person als (im logischen Sinne) einmalig gegeben anzusehen wäre, und es gelänge, die so etablierte Regel in einer ganzen Sprachgesellschaft zur Geltung zu bringen. Wenn man im Bezug auf die sog. Identifizierungsfunktion und die (in der Eigennamen-Literatur) damit verbundene Individuenkonzeption die Einmaligkeitsbedingung für wesentlich hält, so könnte man natürlich argumentieren, dass alle Gegenstände und insbesondere alle Personen in einem gewissen Sinn einmalig sind, und dass die Bedingung für Eigennamen immer erfüllt wäre. Dann wäre sie aber auch beim Referieren mittels Nominalphrasen (Nicht-Eigennamen) immer erfüllt, und die Frage wäre (für solche Theoretiker): Was macht dann noch den wesentlichen Unterschied zwischen natürlichsprachlichen Eigennamen und Nicht-Eigennamen aus?

Meines Erachtens ist die Identifizierungsfunktion von referentiell verwendeten Ausdrücken nicht wesentlich mit dem Gebrauch von (natürlichsprachlichen) Eigennamen verknüpft. Ich fasse (in Anlehnung an Strawson 1972) das Identifizieren von Gegenständen als eine Sprachhandlung auf, mit der die Bezugnahme/das Bezeichnen mittels sprachlicher Ausdrücke auf jeweils für die Kommunikationsbeteiligten bestimmte Gegenstände/Personen eingeschränkt wird. Mit dieser Auffassung sind u.a. zwei Vorstellungen verbunden, die in unserem Zusammenhang wichtig sind: a) Das Identifizieren von Gegenständen geschieht durch bestimmte Personen für bestimmte Kommunikationsbeteiligte. Nur für bestimmte Kommunikationsbeteiligte kann ein Gegenstand jeweils als identifiziert gelten; es gibt keine Identifizierung von Gegenständen ein für allemal; erst recht können nicht einzelne Sprachzeichen (als Typen) eine Identifizierung von Gegenständen/Personen herstellen oder sichern. b) Das Identifizieren (das Eingrenzen von Bezugnahmen auf jeweils kommunikativ bestimmte Gegenstände) erfolgt mittels charakterisierender bzw. präzisierender Ausdrücke, die den Bezugsbereich/Wahrnehmungsbereich jeweils (zunehmend) einschränken. Die einschränkenden Charakterisierungen sind syntaktisch meistens in Attributen untergebracht; sie können

aber auch in Komposita oder Simplex-Substantiven enthalten sein. Auch Eigennamen haben, wenn sie referentiell und identifizierend verwendet werden, eine charakterisierende semantische Komponente, die darin liegt, dass bei einem solchen Eigennamengebrauch bei den Kommunikationsbeteiligten ein gemeinsames Wissen bezüglich des So-und-so-Genannt-Seins bzw. des Mit-diesem-Eigennamen-Benannt-Seins des Gegenstands/der Person gegeben sein muss. Das heißt (in Anlehnung an Kripke): Die Kommunikationsbeteiligten müssen sich in einer kommunikationshistorischen Wissenskette befinden, die den identifizierenden Eigennamen-Gebrauch letztlich auf einen Namengebungsakt bzw. Referenzfixierungsakt zurückzuführen gestattet.

Die Grammatik des Instituts für deutsche Sprache (Zifonun et al. (1997)) knüpft in ihrer Eigennamenbeschreibung explizit an die Referenzfixierungstheorie Kripkes an: „Unter allen Eigenschaften, die ein mit einem Eigennamen benanntes Individuum hat, gibt es die, seinen Namen aufgrund eines ursprünglichen Benennungs- oder Taufakts zu haben. Diese Eigenschaft ist in dem Sinn wesentlich, als sie mit dem benannten Individuum im Zeitverlauf (und über mögliche Welten hinweg) verbunden bleibt. Selbst wenn es später einen anderen Namen erhalten sollte, verliert es die Eigenschaft, den ersten Namen erhalten zu haben, nicht!“ (Zifonun et al. 1997, 967). Hier wird also ganz im Sinne Kripkes und seiner Nachfolger die im Namengebungsakt etablierte Bezeichnungsregel als wesentlich für den Eigennamengebrauch hervorgehoben. Die Formulierung zeigt aber auch, dass die IDS-Grammatik gleichzeitig an der Tradition festhält, den Eigennamen Individuen als Denotate zuzuordnen. Aus meiner Sicht bleibt die Grammatik hier der Logik-Tradition über Gebühr und unnötig verhaftet. Meine These ist, dass die IDS-Grammatik richtige Schritte in die Richtung einer handlungs- und alltagssprachbezogenen Eigennamen-Beschreibung geht, diese aber nicht konsequent genug verfolgt bzw. durchhält. So gibt es auf der einen Seite Beschreibungen und Reflexionen, die die Theorie der Eigennamen als Individuenbezeichnungen in Frage stellen (vgl. Zifonun et al. 1997, 750ff., 771ff.), auf der anderen Seite aber auch Darstellungen, die weiterhin im Wesentlichen auf die logische Tradition setzen (vgl. Zifonun et al. 1997, 965ff.).

Die Option, an das Konzept der logischen Eigennamen anzuknüpfen, wird z.T. metatheoretisch begründet: „... da es sich hierbei um die einfachste Lösung handelt“ (Zifonun et al. 1997, 965). Die metatheoretischen Entscheidungen der IDS-Grammatik kann und will ich hier nicht kommentieren; ich möchte aber doch die Frage wenigstens aufwerfen, ob nicht empirische Relevanz vor Kriterien wie Einfachheit, Eleganz der Theorie rangieren müsste. Immerhin wird das Individuenkonzept für die IDS-Grammatik auch problematisch: „Offensichtlich sind die Denotate von Nominalphrasen einer natürlichen Sprache kompliziertere Dinge als die ‚logischen Individuen‘“ (Zifonun et al. 1997, 966). Es wird vorgeschlagen, das Denotat einer Nominalphrase als eine Menge von Eigenschaften aufzufassen; entsprechend ist das „Denotat

eines Eigennamens anstelle eines Individuums die Menge seiner Eigenschaften“ (Zifonun et al. 1997, 968). Diese Konstruktion erlaubt es, Verwendungen von Eigennamen in Sätzen bzw. Aussagen entsprechend der logischen Semantik wahrheitswertfunktional zu behandeln: „Wenn das vom Verb denotierte Prädikat gerade eine Eigenschaft ausdrückt“ (ebda.), die zur Eigenschaftsmenge des betreffenden Eigennamendenotats gehört, dann ist der Satz wahr. Diese Konstruktion erlaubt es aber auch, an der Identifizierungsfunktion von Eigennamen festzuhalten: „... ist es sicher so, daß die *Menge aller Eigenschaften*, die ein Individuum hat, dieses eindeutig charakterisiert“ (Zifonun et al. 1997, 967). Eigennamen bezeichnen demnach die Menge aller Eigenschaften eines Eigennamen-Denotats, während andere Nominalphrasen (z.B. „Gattungsnamen“, Substantive mit Attributen) – bezeichnend verwendet – aus der Menge der Eigenschaften eines bezeichneten Denotats eine bestimmte Eigenschaftsmenge (eben die Menge, die durch die sog. Lexikon-Bedeutung des Nominalphrasenausdrucks bestimmt wird) charakterisierend herausgreifen. Hier wird also – merkmalsemantisch ausgedrückt – der Unterschied zwischen Eigennamen und Nicht-Eigennamen so konstruiert, dass beim Bezeichnen mittels Nicht-Eigennamen bestimmte, man könnte sagen: sprachsystematisch in der Langue gegebene, charakterisierende Merkmale der bezeichneten Gegenstände/Personen verwendet werden, während bei referentiellen Verwendungen von Eigennamen immer irgendwie alle Merkmale/Eigenschaften des jeweils bezeichneten Individuums im Spiel sind oder eben auch nur einzelne wie etwa die „wesentliche“ Eigenschaft, „seinen Namen aufgrund eines ursprünglichen Benennungs- oder Taufakts zu haben“ (Zifonun et al. 1997, 967). Diese Konstruktion stimmt mit der seit langem vertretenen Auffassung überein, dass mit dem Gebrauch von Nicht-Eigennamen bzw. Appellativa bestimmte (sprach-bestimmte) Prädikationen (Charakterisierungen) über die Gegenstände verknüpft sind, während mit dem Gebrauch von Eigennamen zwar auch bestimmte einzelne Prädikationen verknüpft sein können, diese aber nicht sprach-bestimmt im Lexikon einer Sprache oder einer Sprecherin/eines Sprechers verankert sind und dementsprechend von Eigennamen-Vorkommen zu Eigennamen-Vorkommen wechseln bzw. variieren können (vgl. Wimmer 1973, 92ff.). Searle hat in dieser Denkrichtung die sog. Cluster-Theorie über die Bedeutung von Eigennamen vertreten, die besagt, dass die Eigennamen-Bedeutung zwar als ein Bündel von Merkmalen/Eigenschaften beschrieben werden kann, dass zwischen diesen Merkmalen aber nicht die Konjunktionsrelation („und“) anzusetzen ist (wie bei Appellativa), sondern die Disjunktionsrelation („oder“) (vgl. Evans/Wimmer 1990).

Wenn man sich schon dazu durchgerungen hat, den Tauf- bzw. Namengebungs- bzw. Referenzfixierungsakt als wesentlich für den Eigennamengebrauch anzusehen, dann frage ich mich: Wozu braucht man bei der Beschreibung von natürlichsprachlichen Eigennamen noch die Konstruktion eines ,lo-

gischen Individuums', das durch alle (alle!) seine Eigenschaften eineindeutig charakterisiert sein soll? Ich kenne keine natürlichsprachlichen Eigennamenverwendungen, für deren Beschreibung ein solches Individuenkonzept vonnöten wäre. Das Konzept ist eher schädlich, insofern es von den tatsächlichen alltagssprachlichen bzw. gemeinsprachlichen Eigennamen-Gebräuchen ablenkt. Man kann drei Typen von Verwendungen von Eigennamen im Alltag unterscheiden: nicht-referentielle Verwendungen, referentielle bzw. referentiell-bestimmte Verwendungen und charakterisierende Verwendungen. a) Zu den nicht-referentiellen Verwendungen gehören Erwähnungen von Eigennamen wie in (4) oder Verwendungen von Eigennamen in Sprechaktfunktionen, die kein Referieren/Bezugnehmen vorsehen, wie in (5), (6).

- (4) In unserer Gemeinde wohnen zahlreiche Leute namens Schmidt, Schmitt, Schmied oder ähnlich.
- (5) Die Polizei fragt mich nach einem Heinrich Flexberg.
- (6) Ich kenne keinen Sebastian Müller.

Selbstverständlich spielt in Verwendungskontexten für solche Sätze eine Identifizierung von Individuen keine Rolle. b) In referentiell-bestimmten Verwendungen beziehen sich Sprecher/innen mittels Eigennamen auf jeweils für sie selbst und eine begrenzte Anzahl weiterer Sprecher/innen bestimmte Personen bzw. Gegenstände. So etwa, wenn eine Mutter ihrer Freundin über ihren Sohn Peter berichtet und sagt:

- (7) Peter ist gestern zum ersten Mal zum Tanzen gegangen.

Voraussetzung für einen solchen bestimmt-referentiellen Gebrauch von Eigennamen ist, dass allen Kommunikationsbeteiligten bekannt ist, dass die gemeinte Person auf den Namen X getauft ist, das heißt, sie haben ein Wissen über die Fixierung der relevanten Referenzregel oder setzen die Kenntnis der Referenzregel zumindest voraus. Dieses Wissen ist ein Charakterisierungswissen, dessen Ursprung im Taufakt/Referenzfixierungsakt liegt und über das nur eine begrenzte Sprecher/innen-Gruppe verfügt; keinesfalls verfügt die ganze Sprachgesellschaft über dieses Wissen. Es kann also auch hier keine Rede davon sein, dass mit dem Eigennamen-Ausdruck (Sprachsystem-bezogen) eine Identifizierungsfunktion verknüpft wäre. c) Es gibt charakterisierende Verwendungen von Eigennamen, sogar solche, in denen ganz bestimmte Prädikationen mit der Eigennamenverwendung verknüpft zu sein scheinen. Im Fall b) ist zwar auch – wie oben dargelegt – das notwendige Referenzregelwissen als charakterisierend anzusehen, hier im Fall c) geht es aber meistens um Eigennamenverwendungen, die nicht bestimmt-referentiell und auch nicht referentiell sind. In Verwendungen von (8), (9) wird der Eigennamen *Martin Walser* natürlich bestimmt-referentiell gemäß b) eingesetzt.

- (8) Könnte Martin Walser ein Goethe unserer Zeit werden?
- (9) Martin Walser bemüht sich, goethisch zu schreiben.

Der Eigenname *Goethe* aber wird in beiden Fällen nicht-referentiell und charakterisierend eingesetzt. Man könnte sagen, der Name *Goethe* in Verwendungen wie (8), (9) oder (10) sei schon fast als ein Appellativum anzusehen, aber eben nur fast.

(10) Die Schriftsteller heute sollten nicht so viel goethisieren.

(11) Wir werden die Veranstaltung boykottieren.

In den Beispielen mit *Goethe* wird man eine semantische Interpretation ohne Bezugnahme auf die historische Person kaum machen können, während man im Falle von *Boykott* in (11) davon ausgehen kann, das der Eigenname appellativiert ist, das heißt: Sprecher/innen, die den Ausdruck *Boykott* zu verwenden verstehen, verwenden ihn ohne Bezugnahme auf die historische Figur. Immerhin wird im Duden noch auf die historische Figur hingewiesen (vgl. Duden 1993, 577).

Bei keinem der genannten Gebrauchstypen von Eigennamen im Alltag ist es notwendig, in Beschreibungen oder Erklärungen das Konzept des ‚logischen Individuums‘ zu bemühen. Wenn charakterisierende Eigenschaften bzw. Merkmale ins Spiel kommen, so nie *alle* Eigenschaften eines ‚logischen Individuums‘, sondern eine jeweils gebrauchsspezifisch eingegrenzte Menge von Eigenschaften/Merkmalen, die es zu beschreiben gilt. Die Erkenntnis, dass das logische Eigennamenkonzept für natürliche Sprachen nicht geeignet ist, wird in der IDS-Grammatik (an einigen Stellen) durchaus formuliert, z.B.: „Oft meinen wir aber mit *Eigenname* nicht einen Ausdruck, der faktisch als Individuenbezeichnung fungiert, sondern einen Ausdruck, dessen Bestimmung es ist, als Individuenbezeichnung zu dienen“ (Zifonun et al. 1997, 751). Und: „Wir verstehen hier unter *Eigennamen* im Deutschen sowohl tatsächliche Namen als auch potentielle Namen, wobei letzteres erlaubt, einen Ausdruck auch dann als Eigennamen aufzufassen, wenn man nur weiß, daß er seiner Bestimmung nach ein Eigenname ist, und von dem Akt der Namensgebung keine Kenntnis hat“ (Ebda.). Die Erkenntnis wird in der Grammatik aber nicht konsequent durchgehalten.

3 Thesen zur Beschreibung von Eigennamen in natürlichen Sprachen

Abschließend möchte ich einige Thesen formulieren, die vielleicht andeuten können, in welcher Weise man die Perspektive auf Eigennamen ändern müsste, wenn man dem Alltagssprachgebrauch stärker gerecht werden wollte.

1. Aus der Logiktradition ist für die Beschreibung von natürlichsprachlichen Eigennamen nur die Referenzfixierungstheorie bzw. Namengebungstheorie (im Sinne von Kripke 1972, 1981) interessant und wichtig. Referenzfixierungsakte sind so etwas wie gegenstandskonstituierende Sprechakte, mit denen die Sprecher/innen Bezeichnungsregeln etablieren. Das Funktionieren solcher Sprechakte und das

Wissen um gegenstandskonstitutive Sprachhandlungen im Alltag sollten ausführlicher untersucht und beschrieben werden, und zwar auf handlungstheoretischer Basis. Kognitive Theorien über die „idiolektale“ Funktion von Eigennamen, die ihren Ursprung in neuronalen Repräsentationen haben soll (vgl. Wilhelm 1997), halte ich eher für spekulativ.

2. Wenn man Referenzfixierungsakte und die mit ihrer Hilfe etablierten Regeln handlungstheoretisch und praktisch näher untersucht, erscheinen Eigennamen nicht mehr so weit entfernt vom sonstigen Wortschatz einer Sprache; die Grenze zwischen Eigennamen und Appellativa erscheint fließend (vgl. Knobloch 1992; Wimmer 1993). Eigennamen erscheinen als Teil des natürlichsprachlichen Nominationsystems (vgl. Wiegand 1996).
3. Der vielfältige Gebrauch von Eigennamen in unterschiedlichen (Alltags-)Textsorten sollte ausgiebiger untersucht werden (vgl. Hoffmann 1999). Dann würde m.E. das ganze Spektrum von referentiellen, charakterisierenden und nicht-referentiellen Eigennamen-Gebräuchen im Alltag deutlicher sichtbar werden; die Fixierung auf die Logiktradition in der Eigennamenbeschreibung hat der Linguistik m.E. den Blick verstellt. Es würde m.E. auch deutlich werden, dass zwischen dem Eigennamengebrauch in fiktionalen Texten und in nicht-fiktionalen Texten aus linguistischer Sicht kein Unterschied besteht (vgl. Wimmer 1982).

4 Literatur

- Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in 8 Bänden (1993). Hrsg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther Drosdowski. 2. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (1998). Bearb. von Peter Eisenberg u.a. 6. Aufl. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- Eigennamen (1993). Dokumentation einer Kontroverse. Hrsg. von Ursula Wolf. Frankfurt a.M.
- Evans, Michael John; Rainer Wimmer (1990): Searle's Theory of Proper Names, from a Linguistic Point of View. In: *Speech Acts, Meaning and Intentions*. Hrsg. von Armin Burkhardt. Berlin, New York, 259-278.
- Frege, Gottlob (1966): Über Sinn und Bedeutung. In: Ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Hrsg. von Günther Patzig. 2. Aufl. Göttingen, 40-65 (Zuerst: 1892).
- Garner, R.T. (1970/71): Nonreferring Uses of Proper Names. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 31, 358-368.
- Hoffmann, Ludger (1999): Eigennamen im sprachlichen Handeln. In: *Sprachtheorie und sprachliches Handeln. Festschrift für Jochen Rehbein zum 60. Geburtstag*. Hrsg. von Kristin Bührig und Yaron Matras. Tübingen, 213-234.
- Kany, Werner (1992): Inoffizielle Personennamen. Bildung, Bedeutung und Funktion. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 127).
- Knobloch, Clemens (1992): Eigennamen als Unterklasse der Nomina und in der Technik des Sprechens. In: *Sprachwissenschaft* 17, 451-473.
- Kripke, Saul A. (1972): Naming and Necessity. In: *Semantics of Natural Language*. Hrsg. von Donald Davidson und Gilbert Harman, Dordrecht, 253-355, 763-769.
- Kripke, Saul A. (1981): Name und Notwendigkeit. Frankfurt a.M.
- Nendza, Jürgen (1992): Wort und Fiktion. Eine Untersuchung zum Problem der Fiktionalität in der Sprachzeichenkommunikation. Aachen.

- Quine, Willard Van Orman (1967): *Word and Object*. 3rd Printing. Cambridge (Mass.).
- Russell, Bertrand (1964): *The Principles of Mathematics*. 8th Impr. London.
- Searle, John R. (1969): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge.
- Searle, John R. (1997): *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Reinbek.
- Strawson, Peter Frederick (1972): *Einzelding und logisches Subjekt (Individuals). Ein Beitrag zur deskriptiven Metaphysik*. Stuttgart.
- Wiegand, Herbert Ernst (1996): *Über usuelle und nichtusuelle Benennungskontexte in Alltag und Wissenschaft*. In: *Nomination – fachsprachlich und gemeinsprachlich*. Hrsg. von Clemens Knobloch und Burkhard Schaefer. Opladen, 55-103.
- Wilhelm, Thomas (1997): *Name und Gegenstand. Deutungen der paradigmatischen Beziehung zwischen Sprache und Welt*. Frankfurt a.M.
- Wimmer, Rainer (1973): *Der Eigenname im Deutschen. Ein Beitrag zu seiner linguistischen Beschreibung*. Tübingen (Linguistische Arbeiten 11).
- Wimmer, Rainer (1979): *Referenzsemantik. Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen*. Tübingen (Reihe Germanistische Linguistik 19).
- Wimmer, Rainer (1982): *Aus Namen Mythen machen – zu J.R.R. Tolkiens Konstruktion fiktionaler Welten*. In: *Erzählforschung*. Hrsg. von Eberhard Lämmert. Stuttgart, 552-567.
- Wimmer, Rainer (1993): *Zur Stellung der Eigennamen im Wortschatz*. In: *Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Hans Jürgen Heringer und Georg Stötzel. Berlin, New York, 46-51.
- Zifonun, Gisela; Ludger Hoffmann; Bruno Strecker u.a. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bde. Berlin, New York (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7).